

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Zsuzsa Bánk

Schlafen werden wir später

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

27. MÄRZ 2009 – 17:43

Liebste Johanna,

heute Morgen hat Simon beim ersten frühen, viel zu frühen Kaffee gesagt, wäre er zehn Jahre jünger und hätte drei Kinder weniger, hätte er mich schon verlassen. Eine Drossel hatte sich ans nachtbeschlagene Fenster gesetzt und mit ihrem Schnabel angeklopft, als wolle sie uns warnen und bremsen, uns belauschen, um es an diesem Frühlingsmorgen schnell in ihre Vogelwelt zu tragen, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, Drosseln und Finken zu verkünden, die nach dieser Nachricht schnappen würden wie nach einem Wurm, hört, hört, Neues aus der Körberstraße zwölf, hört, hört.

Simon sagte es in einem Ton, als sei es ohne Bedeutung, als sei es etwas wie: Das Wetter schwenkt um, ich nehme lieber den Zug und nicht den Wagen, und vielleicht habe ich deshalb nichts erwidert, Johanna, vielleicht habe ich deshalb Tassen und Teller aus der Spülmaschine in den Schrank geräumt, wie jeden Morgen, weiter Messer zu Messern, Löffel zu Löffeln gelegt und getan, als hätte ich nichts gehört und müsste deshalb auch nichts erwidern. Obwohl Simons Satz den ganzen still verregneten, langen, viel zu langen Tag in mir hämmert, mich aufscheucht und rastlos, ruhelos wie eine Gefangene in ihrer Zelle umherschickt, die Finger knetend, auf und ab, die Ringe drehend, besonders den einen, besonders diesen einen Ring. Wirrgrelle Lichtgirlanden *wie die farbigen Pfeile einer Feuerwerksrakete* schießen seine

Worte durch meinen müden Kopf, seit sie am Morgen gefallen sind, in dieser schmalen Zeitschleuse, als die Kinder noch schliefen und es still in unserer Küche war, still genug, um eine Drossel mit nassen Federn zu hören, die ihren spitzen Schnabel an unser Fenster schlug.

Soeben ist Lori gegangen und hat ihren Lorigeruch zurückgelassen, etwas *L'air du printemps*, Blumen im Korb, Märzregen in der Jacke, der die plötzlich heißen Tage wegwäscht, die Lorimischung aus abgestreiftem Winter und scheuem, verzagtem Frühling. Sie war mit einer Kiste gekommen, voller Goldflieder und Tulpenmagnolien aus ihrem Garten, deren Blüten an den ersten warmen Tagen heftig schwärmerisch und, wie ich gerade finde, unnütz bunt aus den Zweigen geschossen sind. Ich saß neben dem schlafenden, in seine hellblaue Babydecke gewickelten winzigen Henri auf der Küchenbank, zupfte simonvergessen an Spreißeln und schaute Lori zu, als sie mit ihrer Zitterhand die Stiele mit dem einzigen scharfen Küchenmesser schnitt und die Zweige nach und nach in die Vase steckte. Warum ich Simon nicht geohrfeigt habe?, fragte sie, auch in einem Ton, als wolle sie nur etwas sagen wie: Nein, dieses Messer schneidet nicht, aber schau dir die Farbe dieser Goldfliederzweige an, und ich musste denken, vielleicht hat sie früher genau das getan, Tulpenmagnolien genauso gestutzt, vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, als ihr Mann morgens beim Kaffee sagte, liebste Lore, ich verlasse dich.

Aber was hat es mit unserem Alter zu tun, Johanna? Wenn alles ist, wie es angeblich ist, ach, wie es ja wirklich ist, müsste Simon jetzt seinen Koffer packen und gehen, nicht vor zehn Jahren, nicht morgen, nicht übermorgen, sondern heute, sofort, in diesem Augenblick müsste er gehen, spätestens morgen früh, während ich in der Tür stehe und ihm zuschaue, nachtversenkt, kaum wach, wenn er mit beiden Händen seinen Koffer zuklappt, mit wenig Kleidung, aber vielen Heften, losen Blättern und

Reclambändchen, Kleist, Ibsen, Euripides, die Tasche schultert, nach Jacke und Schal greift, die Tür aufstößt und zum Tor geht, ohne sich umzudrehen, die wenigen Stufen hinunter zur Straße, rechts hinab zur Haltestelle, weil er uns den Wagen lässt, unseren rostgetränkten Wagen voller Brötchenkrumen, Bonbonpapier und verwaister Puppenarme.

Um unbemerkt zu entkommen, müsste Simon allerdings die Nacht abwarten. Die tiefspäte, hastig verfliegende halbe Stunde abpassen, *wenn der Mond klar am Himmel steht, aber sein Glanz anfängt zu ermatten*, wenn wir alle, Mia, Franz, Henri und ich, tief und fest im unruhigen Takt unseres Atems schlafen und träumen, fischen in unseren trübsten, unseren klarsten Traum-buchten. Nur zwei Sekunden zu früh, einer von uns würde aufwachen und Simon abhalten davon.

Márta

28. MÄRZ 2009–23:09

Liebste Márta,

Ende März, die Wildgänse kehren zurück. Als ich am Nachmittag auf dem Rad von der Schule nach Hause fuhr, flogen sie *krächzend, sternwärts singend* unter Schwarzwaldwolken. *Luftvermählt mit meinem Himmel*. Deine Worte. Durch ein schmales blaues Band Richtung Schwenninger Moos. Wo bald das Knabenkraut blühen wird. Stell Dir vor, solche Dinge weiß ich jetzt. Wo und wann etwas blüht im schwarzen Wald.

Die Nacht hat meine liebsten Hügel verschluckt. Ich sollte im Bett sein. Aber schlafen werde ich später. Jetzt will ich noch ein wenig Droste-Notizen zwischen den Fingern drehen. Annette-Partikel zerreiben. Vielleicht fällt ein Wort für mich ab. Sogar ein Satz. Reiht sich ein in meinen Kapiteln. Fließt hinein, als hätte er schon immer dorthin gewollt. Ich versuche herauszufinden, ob Moorknaben und Heidehirten als Teil der Natur gedacht

waren. Oder als Widersacher, Gegenspieler. Vielleicht als Feinde. Mensch und Natur eins? Oder zwei? Wieder bin ich Spürhund. Wieder sammle ich Beweise, Márta. Im Gebilde aus Zeichen, mit denen die Droste-Hülshoff die Natur ausgestattet hat. Ihre Natur aus Gott und knorziger Buche. Auf Nachtschuhen wandere ich durch ihre *Talschlucht* mit dem *Goldbande*. Was hat sie diesmal im *Moorgeschwele*, unter *Heiderauche* für mich hinterlegt?

Das hier wollte ich Dir schreiben, bevor ich losgehe. Es kostet zu viel Kraft, ein halbes Leben hinter sich zu lassen. Drei schlafende Kinder, auf ihre schmalen Betten verteilt. Eine schlafende Frau, zusammengerollt wie eine Katze, die sich unter dem löchrigen Schwarz der Großstadtnacht so unnachahmlich in den Kissen windet. Simon wird seine Koffer und Taschen nicht packen. Mit all den Dingen, mit denen sein Leben gefüllt ist. Er wird sie weiter auf Euren Schränken einstauben lassen. Er wird weiter solche Sätze denken und sie Dir auch sagen. Noch gemeinere Dinge wird er denken und Dir vielleicht nicht sagen. Aber er wird nicht alles zurücklassen und an einem anderen Ort, in einem anderen Leben neu beginnen. So viele andere Leben warten schließlich nicht auf ihn. Auf uns ja auch nicht, Márta.

Selbst mir ist danach, alles hinzuwerfen. Es ist nicht nur dieser lange, zähe Winter. Vier Monate Schnee. Fast fünf. *Das Haus ringsum verschlossen, ich mutterseelenallein darin*. Seit einer Weile will ich das. Ich habe es Dir verschwiegen. In all meinen jüngsten Mails verschwiegen. Aber jeden Morgen ist mir danach. Einfach alles hinzuwerfen. Wenn ich unter meinen Dachschrägen hinabsteige. Mit nackten Füßen über meinen roten Teppich laufe. Die Läden öffne. Die Welt aber lieber draußen ließe. Nur die Droste hereinbitten möchte. Irgendwann holt uns dieser Augenblick ein. Da können wir uns noch so blind und taub stellen. Wer könnte Simon besser verstehen? Ich habe auch keine Idee, was ich in der Mitte, zur Hälfte meines angebrochenen Lebens

mit mir anfangen soll. Mit mir und allem, was ich bislang hingestellt habe.

Du? Hast Du eine?

Johanna

29. MÄRZ 2009 – 06:19

Liebste Jo,

nein, ich habe keine, nicht an diesem frostkalten Morgen, der meine *vierteldurchwachte Nacht* ablöst, die Raureif an unser Küchenfenster gehaucht hat, als wolle sie mich bitten, dem Winter nachzutruern – ich weine ihm keine Träne nach, nicht eine, auch mir war er so zäh und lang, dass mir über allem die Ideen ausgegangen sind, mein Kopf ist leergepflückt und abgemäht wie eines dieser krähenliebenden Weizenfelder auf Fehmarn, nach denen ich mich sehne, sobald die Tage heller werden, sobald sie in den Abend hineinzuwachsen beginnen.

Ich dachte, ich sei im Schreiben besser als im Leben, aber gerade weiß ich gar nicht, was ich damit noch soll – es klingt lächerlich, Wörter auf leere Blätter schreiben, die Welt nach Bildern abtasten, nach Tonlagen ablauschen, nach Wörtern fahnden, um Sätze zu knüpfen und Menschen hineinzuwoben, die man in der Wirklichkeit vergeblich sucht, Sätze, geleimt aus Bruchstücken, genäht aus Fetzen, aus ein bisschen Du, ein bisschen ich, ein bisschen Jambus, Trochäus, ein bisschen Simon, mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern, ein bisschen Lori und wer noch etwas gibt und fallen lässt, Wörter in mein Gehege wirft, damit ich sie auffange und weiterschreibe. Also frage ich Dich, Johanna, Du wirst wissen, ob das ein Beruf ist, zu schreiben, sei ehrlich, sag mir, ist es einer, sag ruhig, Johanna, ist es ein Beruf?

Mia hat mich gefragt, mit ihrer zartsüßen, leichtverklebten Honigstimme, ob ich schon etwas anderes gewesen sei, etwas anderes gearbeitet hätte – die unzähligen, endlosen Möglichkeiten

unseres Lebens, in ihrem klugen Köpfchen mit den unverbaut freien Denkpfeilen gibt es sie, als könnte ich in diesem Jahr das eine, im nächsten Jahr das andere, im übernächsten das völlig andere sein, als könnten wir wechseln in dem, was wir sind und sein wollen, als brauchten wir uns nicht festzulegen, als könnten wir weiterspringen und uns immerzu neu am Leben versuchen. Früher, weit, sehr weit zurück in einem Früher, in dem es Dich und mich schon nebeneinander gab, hatte ich das auch gedacht, ich muss diesen Gedanken verloren und nicht weiter nach ihm gesucht haben. Gerade kostet es mich Überwindung, an den Schreibtisch zu gehen, um nach Wörtern zu kramen, in den Untiefen meiner selbst, meinem Ich, meinem Mir, in den Luftblasen meiner Márta-Strudel, den Kreisbahnen meiner Márta-Wirbel, jeden Satz, jedes Wort muss ich mir abringen, *es tut mir leid, daß dieser Brief so mies ist, ich leb wie mit Ameisen im Blut*. Früher, weit, sehr weit zurück in jenem Früher, sind mir diese Dinge leichtgefallen, leben, schreiben, atmen, schlafen – wie kann ich, liebste Jo, wie soll ich noch einmal zweiundvierzig Jahre durchhalten?

Deine Márta

30. MÄRZ 2009 – 21:03

Liebste Márta,

Kathrin hat einen Beruf, so viel steht fest. Sogar einen eigenen Laden hat sie jetzt. *Ist vergnügt wie ein König und baut ein Luftschloß ums andere*. Ich helfe samstags. Heute wieder von halb acht bis zwei. Kathrin kann keine Aushilfe bezahlen. Nicht mit ihrem nagenden Kredit. Nicht mit drei Kindern. Nicht mit Claus, der sich als Restaurator, dann als Musiker versucht. Ich werde nicht müde, Kathrin zu empfehlen. Bei Schülern, Eltern, Kollegen. Bei allen, die aussehen, als würden sie Blumen kaufen. Zu Kathrin habe ich gesagt, es ist die beste Jahreszeit, einen Blumenladen zu

eröffnen. Wenn der Winter schwach wird. Wenn er abfällt. Selbst bei uns. Der Geheime Garten nach Burnett heißt er nun doch. Fehlt nur der Rollstuhl in einer Ecke. Für dieses Schwarzwaldnest ein bisschen viel. Ein bisschen übertrieben. Aber Kathrin hat es sich nicht ausreden lassen. Seit Montag hängt das neue Schild über der Tür. Die Buchstaben springen aus blitzweißem Holz. Verteilen sich rundbunt um einen großen Schlüssel. Bevor Kathrin am Morgen aufschließt, zeigt sie mir, was in den Vasen und Eimern steht. Ich kann es mir ungefähr merken. Waldhyazinthe. Anemone. Gedenkemein. Elfenblume. Ja, Elfenblume. In Wahrheit hilft diese Arbeit mir, nicht Kathrin. Sie setzt meine schwebenden Füße auf den Boden. In Turnschuhen. Grün, mit roten Schnürsenkeln. Passend zur Schürze. Sie gibt meinem Kopf vor, was ich in diesen Stunden zu denken habe. An was ich gerade nicht zu denken brauche. Sehr heilsam, Márti. Wenn der Schwarzwaldhimmel kein Blau für mich hat. Der Schwarzwaldnebel dickschwer vor meiner Haustür liegt. Dass ich sie kaum aufstoßen kann. Wenn der gesammelte Johanna-Missmut schon am Morgen vor meine Füße kracht. Peng!

Die rosafarbenen Wände hat Kathrin aus unserer Hamburger Zeit mitgebracht. Dazu grasgrüne Kissen auf der Bank vor dem hohen Fenster. Solange man wartet, trinkt man Kaffee. Schaut auf eine Weide, die ihre Zweige auf die Dächer der parkenden Autos legt. Sie im Sommer mit Blütengelb überziehen wird. Oder man sieht dem Belgischen Riesen beim Möhrenknabbern zu. Bestaunt sein makellos weißes Fell. Nach dem jedes Kind die Hand ausstreckt. Rate doch, wie er heißt. In Hamburg würde es gehen, Márti. Das Glöckchen über der Tür würde nicht aufhören zu bimmeln. Die Leute würden Schlange stehen. Um Blumen zu kaufen, Colin zu streicheln. Kaffee am Fenster zu trinken, hinausgesehen auf Regenschirme und Asphaltpfützen. Den *Splitter Nordhimmel* suchen, der in ihnen schwimmt. Deine Worte. Aber

wie weit das Schanzenviertel mit seinen Haarspangnläden, seinen rattenverpissten Treppenhäusern entfernt ist, kann ich am stärksten im Geheimen Garten spüren. Wie plötzlich irgendwo gelandet wirkt Kathrins Laden. Fernab vom eigentlichen Ziel. Achthundert Kilometer zu weit im Süden. Neunhundert? Also fühle auch ich mich wieder ein bisschen so. Fehlgeleitet, vom Weg abgekommen. Verirrt, verlaufen. Zu früh ausgestiegen. Zu spät.

Erinnerst Du Dich an den Blumenladen in der Nähe meiner Hamburger Wohnung? Wo Du mit dickem Mia-Molke-Bauch beinahe umgekippt bist? Man Dich hinter der Theke hat sitzen und Kräutertee trinken lassen? Bis Du wieder Farbe im Gesicht hattest? Während sie Sträuße banden, die aussahen wie eine Schwarzwaldwiese im Juli. Wenn der Regen weiterzieht und die Sonne alles gibt, was sie zu geben hat. Wenn ich Hyazinthen und Anemonen aus Kathrins Vasen pflücke und zusammenbinde, denke ich an diesen Hamburger Laden. In dem ich damals meine Blumen gekauft habe. Wenn ich fand, sie sollten auf meinem Tisch stehen und mir zeigen, weit draußen wächst so etwas. Fern von Häusergrenzen und *Zaunnähten*. Dein Wort.

Stell Dir vor, die Leute lächeln, wenn sie meine Sträuße sehen. Wirklich, Márti. Sie sehen sie an und lächeln. Ein Gedanke schleicht sich dann ein. Den ich nicht loswerde. Nicht verscheuchen kann. Der mich durchzuckt wie eine Deiner Lichtgirlanden. Wenn ich zwanzig, dreißig Euro für einen Strauß in die Kasse lege. Der Gedanke, ich hätte nicht Lehrerin werden sollen. Und das ist ein schlimmer Gedanke, Márti. Ein sehr schlimmer Gedanke.

Es liebt Dich,
Deine Johanna

31. MÄRZ 2009 – 07:04

Liebste Johanna,

ich wünschte, ich könnte im Geheimen Garten vorbeischaun, bei Dir würde ich meinen Strauß bestellen, bei Dir, nicht bei Kathrin, violett müsste er, ein bisschen blau dürfte er sein, ich würde einen Kaffee nehmen, mich ans Fenster setzen und mit Colin im Schoß warten, bis er gebunden wäre, bis ich meine Nase zwischen Viola und Flieder stecken und tief einatmen könnte, oder was wächst und blüht jetzt *am Tannenbühl in der Mitte des Waldes*? Bin neidisch auf Kathrin, weil Ihr Euch beim Tee erst die nachtfrischen, dann die alten unvergessenen, ewig zurückkehrenden Träume klagen könnt, bevor Du Möhren in eine Schale legst, Kathrin das Glöckchen einhängt, die Tür öffnet und den feuchtkalten, wolkengeschmückt regenverkündenden, launischen Märzorgen hereinlässt. Wie verrückt, wie unerklärbar verrückt unsere Lebenswege sich winden und kreuzen! Warum, liebste Jo, hat es Kathrin in den schwarzen Wald, in Deine Nähe verschlagen, warum nicht mich?

Aber ich beschwere mich nicht, nein, ich schimpfe nicht, mache Dir keine Vorwürfe, heute bin ich glücklich und leicht, nicht schwerelos, aber leicht, doch, fast ein bisschen ohne Gewicht, weil ich gestern schreiben konnte, bei Lori, an ihrem alten Ate-liertisch aus Kirschholz, das man wegen unzähliger Farbkleckse kaum sehen kann, die Lori über Jahre darauf verteilt hat und die mich abgelenkt und weggezogen haben, auf seltsam sich verzweigende grüngelbe Straßen, in feine rote Sackgassen, während Henri von Lori spazieren gefahren oder auf ihrem Wohnzimmer-teppich bewundert wurde, den er arg zugespuckt hat. Ich hatte Ruhe, Johanna, Ruhe, verstehst Du? Zwei Erzählungen habe ich überarbeitet, eine davon *Das andere Zimmer*, auf die Du schon wartest und die ich in dieser seligen Ruhe für nahezu fertig erklärt habe, Henris Schreie hinter geschlossenen Türen

schwach wie fernes Gewitter. Ruhe, dreimal hintereinander Ruhe, um nichts, gar nichts brauchte ich mich zu kümmern, außer Henri zu stillen, wenn Lori alle zwei, drei Stunden an die Tür klopfte und mir mein jammerndes Kindchen reichte. Trotz Loris Zitterhand, mit der sie wohl leben muss, gab es warmes Essen, Sellerie, Fleisch, Petersilienkartoffeln, eine klare Suppe vorab, keine belegten Brote wie sonst, weil es ja immer schnell gehen muss, weil keiner von uns Zeit hat, Suppen zu kochen, Suppen schon gar nicht, das Kindermädchen nicht, Simon nicht, ich nicht. Erst gegen Mitternacht sind wir los, Simon holte uns spät ab, gerade noch rechtzeitig, um nicht denken zu müssen, er hat uns vergessen, Henri und mich einfach lieber vergessen.

Vor meiner Kaffeetasse liegen Einladungen in die Länder, wo *Große Fahrten* im Sommer erscheinen soll, ganz oder halb oder in winzigen Auszügen in einer Sammlung, das ist übersichtlich, sehr übersichtlich, Norwegen ist dabei, mein treues Norwegen, und Schweden, ich müsste nur zusagen. Aber noch zögere ich, ich höre schon die Telefonstimmen: Márta?, dein Kind brüllt seit Stunden, seit du weggegangen bist, brüllt es! Noch fehlt es mir an Ideen, wie mir das gelingen könnte, vom Flugzeug ins Hotel, Milch abpumpen mit dieser Foltermaschine, damit sie nicht aufhört zu fließen, sprechen, lesen und die Augen nicht zufallen zu lassen, obwohl mir um zehn Uhr abends genau danach wäre, nichts wünsche ich mir um zehn so sehr, wie meine Augen zufallen zu lassen, wegen meiner von Henriklagen zerrissenen Nächte – mein ständiges Schlafen später. Aber ein Bild habe ich, Johanna, ich stehle mir eine Minute, von irgendwoher noch eine, habe also zwei Minuten, in denen ich in azurblassblauer Sommerluft sitze, über mir, nur für mich, eitel selbstverliebt der sagenhaft große Nordhimmel – und ich klitzeklein darunter.

Márti